

Zeitschrift: Curaviva : Fachzeitschrift
Herausgeber: Curaviva - Verband Heime und Institutionen Schweiz
Band: 78 (2007)
Heft: 7-8

Artikel: Heime als Integrationsmotor : mit neuen Modellen zu höherer Kompetenz
Autor: Brechbühler, Monika
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-805078>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Heime als Integrationsmotor

Mit neuen Modellen zu höherer Kompetenz

■ Monika Brechbühler

Jugendheime sollen Integrationsmotor sein, so die These der Curaviva-Fachtagung. Und tatsächlich: Die Institutionen, die sich präsentieren konnten, sind von reinen Jugendheimen zu eigentlichen sonderpädagogischen Kompetenzzentren geworden. Dazu braucht es Modelle, wie die Kompetenzorientierte Familienarbeit, die so einsetzen, dass es gar nicht zu Heimeinweisungen kommt.

«Integration ist, wenn Sonderschüler wieder in die Regelschule gehen können» –, so einfach ist es für den Beamten der Gesundheits- und Fürsorgedirektion des Kantons Bern, Peter Wüthrich. Auch er weiss natürlich, dass es im praktischen Alltag nicht so einfach ist, trotzdem bleibt dieses sein Ziel. Wie denn die Integration geschehen könnte, wurde an der Anfang Juni in Olten abgehaltenen Curaviva-Fachtagung mit dem Thema «Integrationsmotor Kinder- und Jugendheim» diskutiert. Individualisierung und Integration sind zwei Megatrends, zwei Strömungen, die auf den ersten Blick entgegengesetzt zu verlaufen scheinen. Aber der Soziologe Ueli Mäder hält diese duale Sichtweise für falsch: «Individualisierung kann leicht zu Vereinzelung, zu Anonymisierung führen und die totale Integration zu Zwangsgeborgenheiten, aus der man beim kleinsten individuellen Schritt ausgegrenzt werden kann.» Ideal wäre eine Gesellschaft, die dem einzelnen Mitglied ein Höchstmass an Wahlmöglich-

lichkeiten einräumt, gleichzeitig aber Zusammenhalt, soziale Sicherung und ein Auffangnetz für allfällige Stürze bietet. In Bezug auf Jugendliche plädiert es für die drei S: mehr Spass, selber machen, Sozialkontakte.

Keine Wahlmöglichkeit – kein Bock auf gar nichts

Das wäre ideal, aber das soziale Sicherungsnetz kann nicht mehr mit der Realität Schritt halten. Nur noch jede fünfte Familie besteht aus Vater (mit Einkommen), Mutter und Kind. Wahlmöglichkeiten zu haben tönt schön, aber dazu müssten junge Menschen über Ressourcen, auch finanzielle, verfügen können. Alles andere führt zu Frust, Wut und Empörung – und entsprechendem «Fehlverhalten» oder Desinteresse an allem. Sozial Benachteiligte sind in gewissen Bereichen draussen – etwa im schulischen –, aber in anderen durchaus drinnen, beispielsweise im Sportverein. «Hier braucht es neue soziale Kompetenzen, Einrichtungen, die auf die aktuellen gesellschaftlichen Anforderungen vorbereiten, so wie es viele sozialpädagogische Einrichtungen bereits anbieten», konstatiert Ueli Mäder. Und er prognostiziert, dass der Beratungsbedarf zunehmen wird, dass es Zentren braucht, nahe an der Basis, mit niederschweligen, individuellen Angeboten. Mit Verantwortlichen, die «seismologische Fähigkeiten» haben müssen, die kommunikativ wahrnehmen. Soziale und sonderpädagogische

Kompetenzzentren könnten sozial Benachteiligte und ihre Angehörigen auch dabei unterstützen, aus möglichst freien Stücken neue Verbindlichkeiten einzugehen. Die Frage, wie dies konkret geschehen könnte, liess Ueli Mäder offen.

Familienarbeit statt Heim?

Heime sollten nicht nur stationäre Einrichtungen sein, sondern eine Art Inseln, mit Durchlässigkeit zwischen drinnen und draussen und multifunktionellen Integrationsangeboten. Das Modell der Kompetenzorientierten Familienarbeit (KOFA) könnte verhindern, dass es zu Heimeinweisungen kommt. Kitty Cassés, Dozentin an der Hochschule für Soziale Arbeit, brachte dieses Modell aus Holland mit, wo es seit Mitte der 70er Jahre erfolgreich angewendet wird. Das Wichtigste dieses Modells: Es findet in der Familie statt, das heisst, die Kinder werden nicht aus der Familie genommen und müssen daher später nicht wieder integriert werden. KOFA leistet alle praktische Hilfe im Alltag, die nötig ist, um die Kompetenzen aller Familienmitglieder zu erweitern. Kompetenzen meint hier: Die Kinder verfügen über genügende Fähigkeiten und benutzen diese, um die Entwicklungsaufgaben zu bewältigen, wie etwa Bewältigung schulischer Anforderungen, Beziehungen zu Gleichaltrigen, Umgang mit Autorität, Entwicklung einer eigenen Identität. Es gibt drei verschiedene KOFA-Modulvarianten:

- die vierwöchige KOFA-Abklärung (wo die Kompetenzprofile der Familienmitglieder sowie alle Schutz- und Risikofaktoren erfasst werden)
- die sechswöchige Kurzintervention mit einer Abklärungsphase, der eine Interventionsphase folgt, die darin besteht, dass die Familienbegleiterin bis zu 20 Stunden pro Woche anwesend ist
- das sechsmonatige strukturierte Lernprogramm mit differenzierter Abklärung und einer viermonatigen kompetenzorientierten Veränderungsphase.

Vor allem das sechswöchige Modul wird bereits in verschiedenen sozialpädagogischen Einrichtungen in der Schweiz angewendet. Zum Beispiel in der aargauischen Stiftung ikj: Der Betriebsleiter der Sozialpädagogischen Gemeinschaften dieser Stiftung, Franz Lötscher, berichtet von seinen Erfahrungen mit KOFA: «Am 1. Dezember 2005 begann die erste Familienmitarbeiterin, in einer Familie mit KOFA zu arbeiten, inzwischen sind 16 Einsätze in Familien abgeschlossen. In 13 davon wurden die Zielsetzungen erreicht!» Weitere Erfolgsmeldungen: «Ein Einsatz kostet 12 000 Franken, aber dafür gibt es keine Hospitalisierungen mehr, die, wie wir alle wissen, zwischen 300 und 500 Franken pro Tag kosten – auf unbestimmte Zeit».

Für eine nachhaltige Veränderung Richtung gesellschaftliche Integration der Jugendlichen stellt KOFA Checklisten und Instrumente zur Verfügung. So wird in der Veränderungsphase beispielsweise sichergestellt:

- Aufgabenerleichterung
- Benennen von Ressourcen
- Feedback geben
- Instruktion und Verhaltensvorschläge
- Modell stehen
- Verhaltensübungen
- Bleistift- und Papiertraining (individuell und mit der Familie)

- Informationen geben (psycho-educativ)
- störende und helfende Gedanken
- Thermometer und Erste-Hilfe-Karte
- Netzwerkverstärkung

Auch die Abschlussphase wird beim KOFA-Modell sorgfältig eingeleitet und weiter begleitet mit einem Schlussbericht, in dem die Zielerreichung beurteilt und Empfehlungen für nächste Schritte formuliert werden.

Verschiedene Angebote unter dem Heimdach

Etliche Institutionen arbeiten bereits nach der KOFA-Methodik, wie eine Teilnehmerin des Anlasses bestätigt: «Früher haben wir Familienbegleitung als Konkurrenz zu unserem Heim gesehen, aber heute sehen wir sie als Chance, den Familien ein zusätzliches, individuelles Angebot machen zu können», meinte die Sozialpädagogin eines Jugendheims an der Fachtagung.

Auch bei anderen sozialpädagogischen Einrichtungen hat es Veränderungen gegeben: Waren es früher reine Kinderheime, sind jetzt Hort, Sonderschulen oder Tagesheime im gleichen Gebäude untergebracht und damit zu Kompetenzzentren geworden. Sie entsprechen damit genau der Idee des Sonderpädagogen und Dozenten an der Fachhochschule Nordwestschweiz, Daniel Oberholzer. Er definiert Kompetenzzentren als Einrichtungen, die den Jugendlichen helfen, ihre eigenen Kompetenzen zu entwickeln, um in konkreten, schwierigen Situationen erfolgreich handeln zu können – aber auch, um dank kompetenter Teilnahme und Teilhabe am Geschehen zu gesellschaftlicher Partizipation und Integration zu finden. Dafür braucht der Jugendliche förderliche Handlungsspielräume. Er braucht Menschen, die ihm helfen, Lebenssituationen als Entwicklungsmöglichkeiten zu sehen, die ihm zu unterscheiden helfen,

welche Faktoren der Entwicklung förderlich und welche hinderlich sind. Das soziale Umfeld wird als Ressource verstanden, das für die Entwicklungsbegleitung fruchtbar gemacht werden kann – und muss. Alle Unterstützungsangebote sind darauf angelegt, zur Entwicklung der Kompetenzen des Jugendlichen zu führen.

Agogische Arbeit ist immer Empowerment

Genau das ist auch das Ziel des pädagogisch-psychologischen Zentrums Röteli in Zürich.

«Wir haben dann einen guten Job gemacht, wenn die Jugendlichen ihre Sozialisationsaufgaben wieder selbstständig bewältigen können, wenn ihre Entwicklungsbedingungen als gut eingestuft werden, wenn nötigenfalls andere Hilfsangebote eingerichtet und etabliert sind und wenn die Integration gelungen ist», erklärt der Gruppenleiter des Zentrums, Colin Arthur. Auch in diesem Zentrum wird mit KOFA-Modulen gearbeitet. Daneben gibt es weitere Angebote wie Familienergänzende Tagesstruktur, Sozialpädagogische Familienarbeit, ein Wohnhaus, Wohngruppen, ein Jugendwohnhaus und schliesslich sogenannte Ateliers, die jungen Frauen eine zweijährige Attestausbildung als Hauswirtschaftlerin ermöglichen. Alle Angebote haben ein Ziel: die Jugendlichen in der Gesellschaft zu integrieren.

Noch bis vor 20 Jahren war klar, was Integration bedeutete: Die Knaben so zu erziehen, dass sie Rekrutenschul-tauglich wurden, und aus den Mädchen tüchtige Hausfrauen und Mütter. Aber heute ist alles in Frage gestellt, muss immer wieder nachgedacht werden, wie Ueli Mäder rät: «Stellen Sie sich die Frage: Wozu das alles? Wohin wollen wir Jugendliche integrieren? Nicht abstrakt, sondern alltagstauglich, versehen mit Sinnhaftigkeit».